

Illustriertes Unterhaltungs-Blatt



Beilage zum Bezirks-Blatt

Für das Krug- und Kannenbäckerland, umfassend die kgl. Amtsgerichtsbezirke Böhr-Grenzhausen und Selters.

Verlag von L. Rühlmann in Böhr.

F. Ronsfort

Das stille Haus.

Roman von W. Kabel.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

In demselben Moment hörte man an der Tür das ungestüme Krachen und leise Winseln eines Hundes. Gelfertig sprang der sonst etwas bequeme Bornemann auf. „Hallo, da ist ja auch Seltor von seinem Spaziergang zurück. Ich hatte ihn mit dem Chauffeur ein paar Stunden ausgesandt.“

Kaum war die Tür geöffnet, als auch schon ein schlanker, schön gezeichneter Wolfshund ins Zimmer stürzte und seinen Herrn vor Freude bellend umsprang.

„Ruhig, Seltor — lausch dich! — So, und nun geh, begrüße den Onkel Matra.“

Gehorjam legte das kluge Tier seinen feinen, edlen Kopf mit den großen, verständigen Augen dem Schriftsteller in den Schoß.

Und Matra, der dem Hund sehr zugetan war, begann ihm sofort das weiche Fell zu krauen.

Gegen halb zehn verabschiedete sich Matra dann.

Bornemann, welcher seinen Freund noch bis zur Plur-tür begleitete, flüsternte ihm noch im letzten Moment zu:

„Heute nachmittag sind meine Schwiegereltern eingetroffen. Und morgen — ja morgen schon kommt sie, meine Frau Hedwig!“

Wirklich? — Wann denn?

— Darf ich mich nicht wenigstens zu der Begrüßung auf dem Bahnhof einfinden?“ bat der Schriftsteller, dem andern warm die Hand drückend.

Bornemann schüttelte lachend den Kopf.

„Nein, Bert, die Feier morgen geht im allerengsten Familienkreise vor sich. Aber übermorgen, da bist du herzlichst nach Wammsee eingeladen.“

— Gute Nacht, auf Wiedersehen!“

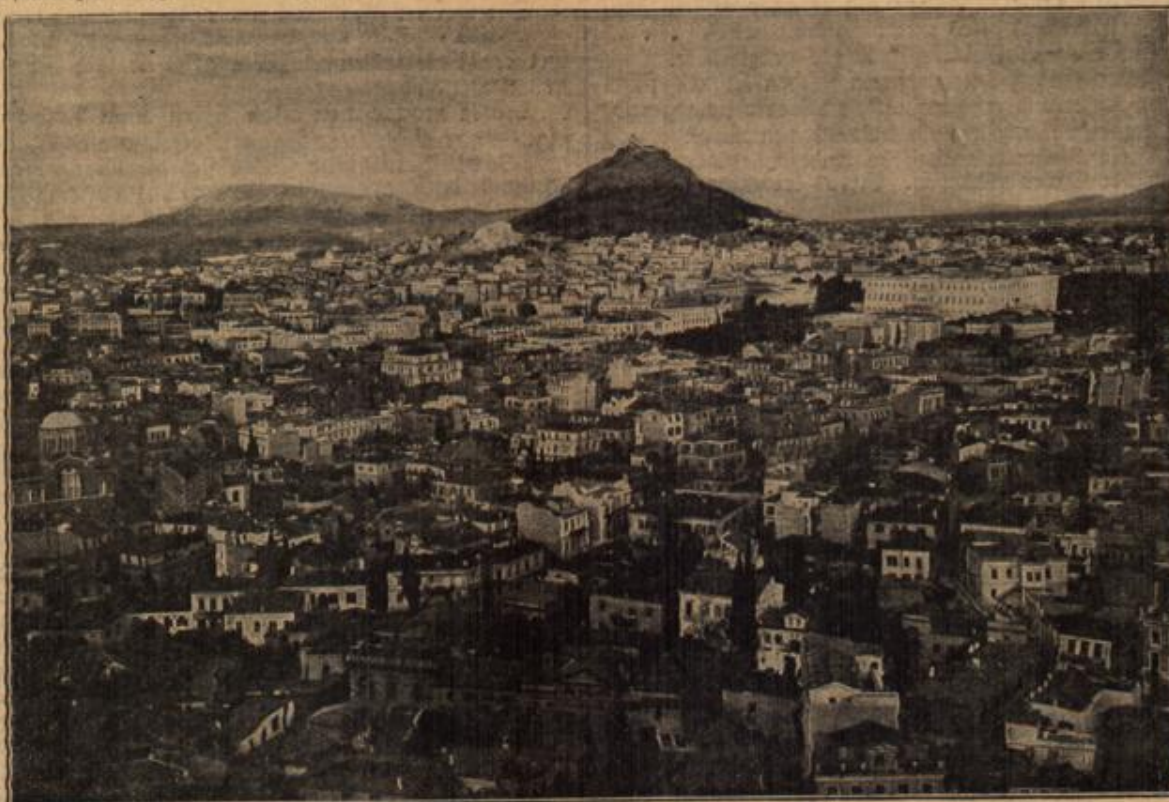
Matra versuchte dann daheim noch etwas zu arbeiten. Aber es fehlte ihm die nötige Stimmung, um das begonnene Roman-kapitel zu vollenden. Eine nervöse Unruhe ließ ihn immer wieder aufstehen und das Zimmer mit schnellen Schritten durchlaufen. Ofters schaute er dann unwillkürlich zu dem großen Porträtgemälde mit den matt glänzenden Augen empor.

Wie eine geheimnisvolle Nacht ging es von diesen Augen aus. Matra, gewiß nicht abergläubisch, drehte schließlich das Licht der dreiarmigen Krone an, da die Schreibtischlampe in den Ecken des Zimmers nur ein ungewisses Halbdunkel verbreitete, das den Schriftsteller heute störte. Er mußte wirklich alle Energie anwenden, um sich wieder an seine Arbeit zu setzen. Doch bereits nach der ersten halben Seite machte sich der Einfluß des Bildes, das in seinem Rücken an der Wand hing, wieder fühlbar. Es ging nicht — die Glasaugen waren stärker als er.

Unmutig legte er die Feder hin, erhob sich und nahm in einem Sessel am Mitteltische Platz, um die Abendzeitung durchzusehen.

Bald merkte er aber auch jekt, daß seine Blicke über die Zeilen hinglitten und daß er nichts von dem Gelesenen begriff. Seine Gedanken waren bei dem Gemälde, hinter dem jetzt vielleicht der magere Totenkopf heiderseits lauerte und neugierig auf ihn herabstarrte. Und diese Vorstellung ließ sich durch keinerlei Mittel hinwegjuchen.

Endlich gab Matra den Kampf auf und suchte im Schlafe Vergessen zu finden. — Auch das half nicht viel. Stunden-



Athen, die Hauptstadt Griechenlands. (Rechts das königliche Schloß.) Phot. Schaul.

lang lag er noch wach und horchte mit angespannten Sinnen auf jedes Geräusch im Hause.

Edgar Bornemann ging wartend auf Bahnsteig drei des Anhalter Bahnhofs auf und ab. Die Ungeduld hatte ihn eine volle halbe Stunde zu früh von Hause fortgetrieben. Und jetzt schliefen

die Minuten förmlich. Alles mögliche hatte er schon versucht, um die Zeit sich zu verkürzen. Und doch fühlte er, wie ihm das Herz vor Nervosität in immer schnelleren Schlägen klopfte.

Der elegant gekleidete Herr, der mit einem in Seidenpapier eingehüllten Strauß unruhig auf und abschrift, zog manchen neugierigen Blick auf sich. Jetzt passierten zwei Offiziere in Uniform die Sperre und kamen langsam näher.

Bornemann machte plötzlich kehrt und verschwand hinter dem kleinen, mitten auf dem Perron stehenden Diensthäuschen.

„Die fehlen mir gerade noch!“ brummte er ärgerlich. „Hoffentlich haben sie mich nicht bemerkt...!“

Er hatte Glück. Ratternd und fauchend lief jetzt der D-Zug in die mächtige, von Ruß geschwärzte Halle ein.

Wenige Minuten noch, und er hielt Hildegard Börner wortlos in den Armen. Was kummerten ihn die Menschen, die das junge Paar lächelnd musterten, was kummerten ihn die beiden Oberleutnants, die ihn längst erkannt hatten und nun voller Interesse die junge Dame bedäunten, der jetzt der Diener des Millionärs die Handtasche abnahm, um dann in angemessener Entfernung seinem Herrn zu folgen. Arm in Arm schritten sie dem Ausgang zu, beide wie im Traum. Hildegards Augen schimmerten feucht... Und um die aufsteigenden Tränen tiefsten Glücks zu verbergen, tauchte sie jetzt ihr von innerer Seligkeit verklärtes Gesicht tief in die duftenden, dunkelroten Rosen.

Unten auf der Straße vor dem Hauptportal hielt ein elegantes, blitzendes Privatauto. Der Diener hatte schon die Türe geöffnet, stand nun fersengerade daneben.

„Steig ein, Liebling“, flüsterte Bornemann.

Sie zögerte etwas. Ein Blick in das Innere hatten ihr hellseidene Polster, einen raffinierten Luxus der Ausstattung enthüllt. Und dann rollte das Auto davon, wand sich durch das Straßengewühl der Riesenstadt mit der Geschwindigkeit eines lebenden Wesens. Eng aneinander geschmiegt saßen die beiden da, ganz, ganz dicht. Er hatte ihre Hände zwischen die seinen genommen und schaute immer aufs neue in dies geliebte, so lange entbehrete, reizvolle Antlitz, aus dem ihm ein Paar wunderbare Augen mit tiefer Zärtlichkeit entgegenleuchteten.

Was er zu ihr sprach? Trübsal, zusammenhanglose Worte, und doch besagten sie so unendlich viel.

Nur langsam wurde er ruhiger.

„Du leichtsinniger Verschwender“, meinte sie jetzt mit sonnigem Lächeln. „So teure Rosen! Und dann das Auto! Das muß ja eine Unsumme Miete kosten! Sogar ein Diener neben dem Chauffeur! Wo hast du das alles nur aufgetrieben?!“

„Gefällt dir der Wagen, Liebling?“ fragte er glücklich.

„Das wohl. Aber eine Fahrt in einem solchen Luxusgefährt paßt nicht recht zu unseren Verhältnissen“, erwiderte sie zögernd.

Bornemann schüttelte anscheinend betrübt den Kopf.

„Ich wollte mein Bräutchen doch in recht würdiger Weise dem neuen Heim der Eltern zuführen. Etwas leichtsinnig mag's ja gewesen sein.“

Sie sah nicht, wie es um seine Mundwinkel zuckte und wetterleuchtete.

Das Auto hatte soeben das Brandenburger Tor passiert und bog jetzt in die schmurgerade Charlottenburger Chaussee ein.

„Da — die Siegesallee“, machte er sie auf die von Marmorgruppen eingefasste Prachtstraße aufmerksam.

Immer weiter ging's in einem Tempo, daß Hildegard bisweilen fast ein wenig angst wurde.

Jetzt tauchten zu beiden Seiten weite Kiefernwaldungen auf. „Der berühmte Grunewald, Liebling. Etwas eintönig auf die Dauer.“

Eine knappe Viertelstunde später waren sie am Ziel.

Der Diener riß die Tür auf. Staunend stieg Hildegard Börner aus. Ein Blick in die Runde, ein Ausruf des Entzückens.

Eine schloßartig gebaute Villa war's, vor deren breiter Freitreppe das Auto hielt. Das schneeweiße Gebäude mit den vergoldeten Ziergittern vor den Fenstern hob sich gegen den dunklen Hintergrund eines mit Lannengruppen bepflanzten, sanft an der Berglehne ansteigenden Parkes wie eine Silhouette ab. Der Vorgarten, eine weite Rasenfläche mit einer Marmorsfontäne in der Mitte, senkte sich sacht zu dem Ufer des Wannsees hinab, auf dessen im Sonnenlicht glänzenden Spiegel eine Anzahl Yachten mit weißen, leuchtenden Segeln dahinglitten.

Hildegard Börner stand noch immer wie gebannt.

Dann eine verwunderte, unglaubliche Frage:

„Ist dies — dies dein — Häuschen, Edgar?“

Bornemann fühlte seine Augen feucht werden.

So, genau so hatte er sich diese Szene immer in Gedanken ausgemalt. Und — da kamen auch schon Vater und Mutter Börner eilig die Treppe heruntergetrippelt.

„Hildegard — Hildegard!“

Das junge Mädchen fuhr herum, flog ihnen entgegen.

„Mutter — Vater!“

Stumm, ergriffen schaute der Millionär auf die Wiedervereinten. Er sah, wie der alte Herr dem Töchterchen jetzt etwas zulächelte, wie er stolz auf den Schwiegersohn wies.

Da war Frau Hadwig schon neben ihm.

„Ist's wahr? — Ist's wahr, was Vater mir eben erzählte — du — du ein Millionär? Das Auto — hier die Villa — alles dein Eigentum?“

„Ja, Liebling, und das war mein Geheimnis! — Ist mir die Überraschung gegolten?“

Hildegard lehnte sich an ihn, sagte beinahe scheu nach seiner Hand. „Ich habe dir viel abzubitten, unendlich viel, du Güter...“

Doktor Matra unterrichtete nun schon seit fünf Jahren den einzigen Sohn des Barons von Barnbiel, da der lebhafteste, aufgeweckteste Knabe für alles andere mehr Interesse zeigte als gerade für die trodenen Schulwissenschaften, und sein Vater ihm nach Möglichkeit das Vorwärtkommen erleichtern wollte. Mit der Zeit war der junge Schriftsteller, dessen äußere Erscheinung und tabellose Umgangsformen ihn überall zu einem gern gesehenen Gast machten, mit der Familie des Barons derart verwachsen, daß man ihn wie einen lieben Freund und nicht wie einen bezahlten Privatlehrer behandelte, besonders da Bert Matras Vater bis zu seinem Tode die schlesischen Güter des Herrn von Barnbiel zu dessen größter Zufriedenheit verwaltet und der Baron daselbe Vertrauen, das er einst seinem treuen Oberinspektor geschenkt, auch auf dessen Sohn übertragen hatte.

Jeden Nachmittag gegen einhalb fünf Uhr fand sich der Schriftsteller in der eleganten Grunewald-Villa ein, die der Baron nach dem vor einigen Jahren erfolgten Tode seiner Gemahlin erworben und ganz nach seinem Geschmack hatte ausbauen lassen.

Auch am Tage nach der denkwürdigen Unterredung mit Edgar Bornemann wanderte Bert Matra, nachdem er am Ringbahnhof Halensee die elektrische Straßenbahn verlassen hatte, zu Fuß durch die sauber gepflegten Straßen der Villenkolonie dem Barnbielschen Hause zu. Wie er eben den Bismarckplatz überschritt und in die breite Allee einbog, wurde er von einem älteren, elegant gekleideten Herrn mit grauem Vollbart angerufen.

„Matra — hallo — einen Augenblick!“

Es war Baron von Barnbiel, der sich ebenfalls auf dem Nachhauseweg befand.

Die Herren schritten dann nebeneinander weiter.

„Heinz erzählte mir, daß Sie umgezogen sind“, begann Barnbiel die Unterhaltung. „Wie gefallen Sie sich denn in Ihrem neuen Heim?“

Matra mochte den alten Herrn nicht belügen. „Ehrlich gesagt — gar nicht, Herr Baron“, erwiderte er etwas zögernd.

„So?! Gewöhnlich stellen sich die Mängel einer neuen Behausung doch erst später heraus“, meinte Barnbiel lächelnd. „Freilich, ihr Schriftsteller seid zumeist unpraktische Leute, die sich leicht übervorteilen lassen. — Nicht übelnehmen das letzte, Doktor! War nicht böse gemeint“, setzte er herzlich hinzu.

Matra fühlte sich verpflichtet, schon um sich gegen den Vorwurf eines vorzeitigen Mietsabschlusses zu verteidigen, dem Baron die merkwürdige Geschichte, wie er zu dem möblierten Zimmer bei Thomas van Heiderßen gekommen war, zu erzählen. Zum Schluß bat er dann, der Baron möchte über das Gehörte Stillschweigen bewahren, da Edgar Bornemann versuchen wolle, dieses Geheimnis mit Hilfe eines Detektivs zu enträtseln.

Barnbiel, der gespannt dem Berichte des Schriftstellers gefolgt war, beeilte sich zu versichern, daß er selbstredend mit niemandem über die Sache sprechen werde.

„Ihres Freundes Ansicht“, erklärte er dann, „teile ich in allen Städten. Ganz sauber ist diese Affäre nicht. Und wer weiß, was alles dahinter steckt. Jedenfalls seien Sie vorsichtig, lieber Freund, und halten Sie Ihre Tür nachts stets gut verschlossen. Allzu große Sorglosigkeit ist Leichtsin — das habe ich am eigenen Leibe vor einem halben Jahre erst erfahren müssen, als mir mein Kammerdiener Harprecht mit meiner schönen Edelsteinsammlung durchbrannte — auf Nummerwiedersehen leider!“

Inzwischen waren die beiden Herren vor der Villa angelangt und betraten durch das schmiedeeiserne Gittertor den Vorgarten.

Hier blieb der Baron plötzlich stehen. „Beinahe hätte ich's vergessen, Doktor. Auch ich habe eine Überraschung für Sie bereitet. Ja, denken Sie, — gestern Abend ist mein kleiner Wildfang plötzlich ganz unangemeldet heimgekehrt.“

Der junge Schriftsteller blinnte den Baron zweifelnd an.

„Baronesse Ida?“

„Allerdings! Und — eigentlich sind Sie daran schuld, daß mein Sprößchenchen der strengen Aufsicht der Frau v. Duesner so schnell entwichen ist“, meinte Barnbiel mit vergnügten Lächeln.

Sanft zog die junge Mutter die Kissen zurecht und glücklich flog ihr Blick hinüber zum Gatten, fast schien es, als wollte sie ihn ans Bettchen seines Knaben rufen, um ihm dies schlafende rosige Wunder zu zeigen. Doch da verdunkelte sich der Blick der blauen Augen, die nun mitteilidig und voll heiligem Erbarmen den Gatten suchten. Tapfer bezwang sie das heiß aufsteigende Weh: „Nun schläft er endlich, der kleine Unbänd — und du kommst jezt zu deinem Rechte, liebster Mann.“

Der schlanke junge Mann in feldgrauer Uniform schüttelt leicht mit dem Kopfe: „Ach, laß nur, Hilde, mich stört das Schreien wenig, nein, mir klang's sogar wie süßtraute Heimatmusik, nach so langen, langen Wochen und Monden — endlich ein Kinder-schrei, ein Schrei, hinter dem kein Grauen, keine Qual, keine Verzweiflung lauert. Beim kraftvollen Schrei des Jungen und beim Gebeten an all das Leid da draußen, kam mir der verschwenderische Reichtum des Lebens in Gegenwart und Vergangenheit, der nie rastende Rhythmus von Werden und Vergehen so recht zum Bewußtsein.“

„Komm, setz dich zu mir; noch ein wenig will ich mich an der lieben alten Sonne erfreuen — ich merke es, wie gut sie es heute wieder meint, strahlend und glühend scheint sie, gelt?“

Leise bejahend nickte das Weib.

Voll und ungehindert flutete die Sonne ins Gemach, schwannte hier über die Prismen der Leuchter, ließ Beethovens ernste Gestalt aus dem dunklen Rahmen heller hervortreten, läste dort des sterbenden Chopins schmerzhaftige Gestalt, und zauberte auf dem rostbraunen Scheitel Frau Hildes goldigglänzende Reflexe hervor.

Aber er sieht es nicht, er, der sonst mit schönheitsdurstigen Augen durch die schöne Welt ging, er sieht nichts. — Blind haben sie ihn geschossen! Dort draußen auf Rußlands Fluren löschte eine unbarmherzige Kugel das Leben und Strahlen dieser hellen Augen für immer aus. —

Das junge Weib presste die Hand auf das wildklopfende Herz — beißt die Zähne zusammen — um es nicht herauszuschreien, das heiße, fressende Weh, das blutende Mitleid, das sie fühlt, beim Anblick des Liebsten. Aber kein Stöhnen, kein Klage-laut geht über die zuckenden Lippen, stark muß sie sein, um ihm nicht die Lebenskraft zu rauben, froh und unbefangen muß sie scheinen — um ihm die innerliche Ruhe wiederzugeben.

Zärtlich beugt sie sich zu ihm: „Liebling, komm, musiziere jezt ein wenig, ja?“ Sie weiß, in seiner geliebten Kunst findet er tiefstes Vergessen alles Leides.

Sorgsam stützt sie ihn und geleitet ihn ins anstoßende Musik-zimmer, das sich der Blinde und sein Weib beim Restenbau vor zwei Jahren schuf. Die Geige reicht ihm Hilfe — und kaum fühlt sie der blinde Mann zwischen den Händen — da redt und strafft sich die gebeugte Gestalt, da ist er der Alte von früher. Und nun quillt es hervor unter den schlanken, weißen Fingern, be-stimmt zum Weigenspiel, deren edle Schönheit selbst der graue Krieg nicht Kraft und Schönheit rauben konnte. Jezt sprudelt's hervor, das tiefe Weh und Leid, doch es ist jezt das brennende Weh anderer, das er draußen auf dem Schlachtfelde täglich sah, es ist das blutige eingefargte Glück unzähliger armer Frauen und Bräute, es sind heiße Eltern- und Kindertränen, denen er in seinen Tönen Leben und Gestalt gibt, sein eigenes Weh ist ver-gessen, er fühlt sich als Schöpfer, als Schenkender. Hell und heller wird das erst so dumpfe, lagende Singen, jubelnd bricht es end-lich ab — der Meister hat seine Kraft erkannt. Er weiß, Großes wird er leisten, dem Edelsten wird er sich würdig antreiben dürfen.

Froh legte er seine Geige aus der Hand und läßt sich zu seinem Duben führen — und wie ein Schwur geht's durch seine Seele: „Ich will nicht murren und hadern, ich hab' ja noch so viel Schönes, meine herrliche Kunst, den Jungen — und mein süßes, süßes Weib.“

Zärtlich aneinandergeschmiegt lauschen der blinde Geiger und sein Lieb den tiefen, ruhigen Atemzügen ihres Knaben — und das mutige Weib merkt es, daß das Glück heimlich und leise zu nahen scheint. —

Höflichkeit, nicht Kriecherei.

Viele Menschen zeigen Vorgesetzten, oder Höherstehenden gegenüber eine eigentümliche Art von Höflichkeit. Nicht nur, daß sie im höchsten Grade gefällig, zuvorkommend, auf-merksam und hilfsbereit sind, sie glauben sogar, ihre Höflichkeit soweit ausdehnen zu müssen, daß sie sich jeder eigenen Über-zeugung begeben. Ihr Auge studiert jeden Augenblick die Mienen des Gewaltigen, um jeden Gedanken, jeden Wunsch daraus zu lesen und sich ihm fügen zu können. Wird eine Frage an sie ge-richtet, so bringen sie in der Antwort nicht ihre eigene Meinung zum Ausdruck, sondern nur die Ansicht, die sie als die von dem gestrengen Herrn Vorgesetzten erwünschte vermuten. Hat ihr

Scharfsinn sie aber dennoch betrogen, so sind sie im nächsten Augenblick bereit, das Gegenteil von dem vorher Gesagten zu behaupten, nur um nicht die allerhöchste Gunst zu verscherzen. Hand in Hand mit dieser übertriebenen Höflichkeit geht gewöhn-lich die Schmeichelei. Alles, was der Herr Vorgesetzte sagt, wird als besonders geistreich bewundert, was er tut, als bedeutende Tat gepriesen. Ein ehrlicher Widerspruch dem Vorgesetzten gegen-über erscheint ihnen als Vermessenheit. Bestimmte Forderungen wagen sie wohl hinter seinem Rücken, aber niemals ihm ins Gesicht zu behaupten.

Diese Klasse der Untergebenen wird zum größten Schaden für ihre ehrlicheren Kollegen, die freimütig, wenn auch bescheiden, ihre Meinung bekennen und berechnete Forderungen auch zu behaupten wagen.

Höflichkeit gegen Höhergestellte darf nicht gleichbedeutend sein mit Kriecherei und Selbsterniedrigung.

In diesem Sinne sollten wir auch unsere Jugend erziehen, Sie setze ihren Stolz darein, gegen ältere Personen rücksichtsvoll, entgegenkommend, aufmerksam, hilfsbereit zu sein. Bescheiden-heit und Zurückhaltung gegen ältere Personen werde ihr zur zweiten Natur. Andererseits aber darf sogar im Kinde nicht jede selbständige Regung, jede eigene Ansicht unterdrückt werden, denn das Leben verlangt selbständige Charaktere. Jenen Jünglings-mut, der tapfer seiner eigenen Überzeugung Ausdruck verleiht und selbst für sie zu leiden imstande ist, sollen wir gerade in unserer Zeit der Überzeugungslosigkeit freudig begrüßen als Kenn-zeichen eines geraden, entschlossenen Wesens und als Vorboten echten, würdigen Männerstolzes.

Gertrud Westphal.

Die Mutter Gottes.

In der Kapelle haben sie gebettet,
Die todiwund sich aus schwerer Schlacht gerettet,
Sie liegen stöhnend auf dem kalten Stein, —
Durch bunte Fenster flammt der Abendchein.

Hell ragt der Mutter Gottes Bild im Chor.

Es knien viele stehend schon davor,
Sie sagen, daß sie Wunder tut und Zeichen,
Daß ihrer Milde Tod und Wunden weichen.

So schlimmen Jammer sah die Heil'ge nie. —
Goldselig thront auf goldnen Völkern sie
Und lehrt sich nicht an Freunde, nicht an Feinde,
Blickt lächelnd auf die blutende Gemeinde.

Doch einem ist's, als ob die königliche
Dahim in Deutschland seiner Mutter glühe,
Daß gütig sie zu ihm herniedersteige,
Sich heilend über seine Wunden neige,
Sein lehtes Leiden leicht und licht ihm macht,
Und mütterlich ihn küßt zur Gutenacht.

Klara Trüb.

Fürs Haus

Tischläufer in Nischellen.

Der in beistehender Abbildung veranschaulichte Tischläufer ist 38 cm breit, 80 cm lang und mit der heute so beliebten Nischellenstickerei verziert. Als Grundstoff dient weißes, mittelhartes Leinen, zur Ausführung ist D. M. G. Nr. 20 verwendet. Die Mustervorzeichnung wird mittels Paus- und



Glaupapiers auf den Grundstoff übertragen. Hat man dann die Kon-turen mit Vorstichen vorgezogen, so beginnt man, sie mit etwa 3 mm langen Außenlangetten zu bedecken. Die Füllstiche werden meistens in Wit-terstächen und Spinnen, zu gleicher Zeit mit den Langetten, ausgeführt. Zuletzt wird der Stoff unter den Spannstichen ausgeschüttelt. D. M.

Veränderung an „Stöpsel“ zutage. Einstweilen merkte die Rentmeisterin sie nur insofern, als sie auf einmal mit den Brotmarken auskam und nicht mehr alle Nachbarn und Bekannten mit der Bitte, ihr auszuhelfen, zu belästigen brauchte. Der „Stöpsel“ klagte nicht mehr den ganzen Tag, daß er dem Verhungern nahe sei, daß er umfalle vor Glendigkeit im Magen. Da er aber trotz dieser ungewohnten Erscheinung nicht krank war, fühlte sich die Rentmeisterin mehr erleichtert als erschreckt durch sie, und sie nahm keine Veranlassung, nach ihrer Ursache zu forschen. Sie sollte sich aber bald herausstellen. Als am Schluß des Monats das Elektrizitätswert seine Rechnung einreichte, war der Lichtverbrauch ein derartig hoher gegen frühere Monate, daß die Sache nicht mit rechten Dingen zugegangen sein konnte.

Nachdem „Stöpsels“ Schwester Else sich sehr energisch gegen den Verdacht gewehrt hatte, das viele unnötige teure Licht durch ihre Leidenschaft, im Bett Romane zu lesen, verbrannt zu haben, lenkte sich der Unwille der Rentmeisterin auf Trina, das Dienstmädchen. Als die Sache so weit gedieh, daß dem armen Ding gekündigt werden sollte, bekannte sich „Stöpsel“ als der schuldige Teil.

„Da hörst denn doch die Weltgeschichte auf! Das sieht dir ähnlich!“ schalt der Rentmeister, als er beim Mittagessen nach dem Resultat der Lichtuntersuchung fragte. Unter grimmigem Hohn fügte er hinzu: „Oder hast du vielleicht jeden Abend bis um Mitternacht deinen Studien obgelegen, um das mit Faulenzen Veräumte nachzuholen?“

Auf Stöpsels Gesicht wechselte Röte und Blässe, als er, mit leicht bebender Stimme antwortete: „Ja, Vater, ich habe jeden Abend lange über meinen Büchern gelesen. Wenn es jemand der Mühe wert gefunden hätte, einmal in meine Stube zu schauen, der hätte sich von der Wahrheit meiner Worte überzeugen können.“

„Junge!“ brauste der Rentmeister auf und sprang von seinem Stuhl empor. Er hatte nicht übel Lust, dem gleichfalls aufspringenden „Stöpsel“ abermals eine Ohrfeige zu verabfolgen, aber vor dem Ausdruck in seines Sohnes Gesicht jant ihm die Hand wieder. Totenbleich waren des Jungen Züge und die blauen Augen in Qualen unnatürlich erweitert. Aber seine Gestalt schien zu wachsen, als er festen Tones antwortete:

„Ja, ich wiederhole es, daß ich jeden Abend gelernt habe. Ich habe mich bei unserem Rektor zum Kriegs-Einjährigen gemeldet, um nachher, da ich dann achtzehn Jahre alt sein werde, als Freiwilliger einzutreten. Ihr dürft euch darauf verlassen, daß ich es bestehen werde.“

Eine schier unheimliche Stille folgte diesen Worten. Der Rentmeister, seine Frau und Tochter sahen erst sich, dann den „Stöpsel“ an, als ob sie zweifelten, daß es ihr Sohn und Bruder sei, der da geredet hatte.

Der Rentmeister war es, der die Sprache zuerst wieder fand. Aber ehe er noch seine Zweifel in des Sohnes Worte laut werden ließ, hatte der „Stöpsel“ das Zimmer verlassen.

„Na, was sagt ihr nun? Glaubt ihr, was der Bengel da gesagt hat?“ fragte er, Frau und Tochter abwechselnd anschauend.

„Ich denke ja keinen Moment daran, dem dummen Jungen zu glauben“, sagte Else Hühnermann und rümpfte verächtlich die etwas zu spitz geratene Nase.

Die Rentmeisterin aber meinte: „Es kann doch möglich sein, daß Ernst endlich zur Einsicht gekommen ist, daß es so nicht weiter mit ihm gehen kann. Ich werde ihn jetzt einmal besser beobachten.“

„Um, ja, es wäre gut gewesen, wenn du das früher getan hättest!“ brummte der Rentmeister und verließ das Wohnzimmer, um sein Schläfchen zu halten.

Es zeigte sich, daß der „Stöpsel“ die Wahrheit gesprochen hatte. Die Rentmeisterin hatte ihn bei ihrem häufigen unvermuteten Eintreten in seine Bude immer über den Büchern gefunden. Überhaupt war er in der letzten Zeit ein ganz anderer als früher geworden. Dennoch wurde im Familientreife kaum einmal von seinen Plänen gesprochen.

„Er macht ja das Einjährige doch nicht, wozu also darüber reden!“ jagte der Rentmeister immer in sehr bestimmtem Ton und erstickte damit die „Wenn“ und „Aber“ seiner Frau im Keime.

Die Rentmeisterin, der ihr blaß und ernst gewordener Junge oft recht leid tat, brachte, wenn sie allein mit ihm war, immer wieder das Gespräch auf seine Zukunftspläne, aber der „Stöpsel“ ging nie näher darauf ein. Er sprach auch gar nicht von dem Tage der Prüfung, der näher und näher rückte. Der Rentmeister wollte ihn gar nicht wissen, „denn“, so sagte er, „den Tag der Blamage erfahre ich immer noch viel zu früh, wenn er da ist.“

Es kam aber doch anders, als er voraussetzte. Es war an einem Tage zu Anfang des August. Da machte der „Stöpsel“ sein Kriegs-Einjähriges, und obendrein recht gut. Sofort ging er von der Nachbarstadt seiner Heimat, in der er das Gymnasium besuchte, nach der nahen Garnison zum Generalkommando. Er

hatte das Glück, den Feldwebel von früher wieder zu treffen, der ihm versprochen, sich für ihn ins Zeug legen zu wollen, damit die Sache schneller voran ginge.

Solche Kerle gefallen mir, wie du einer zu sein scheinst, mein Sohn“, sagte er zu „Stöpsel“ und klopfte ihm auf die Schulter.

Der „Stöpsel“ kam abends nach Hause, als die Familie schon beinahe mit dem Essen fertig war. Einer Standrede des Vaters beugte er gleich mit den Worten vor: „Ich habe mein Einjähriges gemacht und mich auch gleich als Freiwilliger gemeldet. Der Feldwebel meint, es würde schon gehen. Hoffentlich komme ich recht bald hinaus ins Feld.“

Der Rentmeister sah seinen Sohn nun doch überrascht und mit einem Anflug von Verlegenheit an. Er war so fest davon überzeugt gewesen, daß der Stöpsel auch das Kriegs-Einjährige nicht bestehen würde, daß er an den Worten suchte, um dem Jungen zu antworten.

Da meinte Else, sich gönnerhaft zum „Stöpsel“ wendend: „Na, da kann man dir und uns ja gratulieren, daß du mehr Glück wie Verstand gehabt hast!“

„Dumme Gans!“ sagte der und setzte sich vor seinen Teller. Die Rentmeisterin legte ihm vor und ließ sich voll mütterlicher Freude über den Verlauf des Tages berichten.

Der Rentmeister, der rauchend auf und ab schritt, warf nur ab und zu ein Wort dazwischen. Er konnte dem „Stöpsel“ gegenüber nicht gleich den rechten Ton finden. Der Junge kam ihm auch so ganz anders vor als sonst, so viel größer und gereifter. Oder hatte er ihn in der letzten Zeit so wenig genau angesehen? Der „Stöpsel“ war ja sogar ein ganz hübscher Bengel geworden. Als Feldgrauer würde er sich wohl sehen lassen können. Im Herzen des Rentmeisters stritten Vorwürfe und sich leise regender Vaterstolz miteinander. Er war ganz froh, als ihn eine spät eintreffende berufliche Nachricht zwang, seine Schreibstube noch einmal aufzusuchen, um dem „Stöpsel“ nicht so oft in die ihn so fremd und schon anblickenden blauen Augen schauen zu müssen.

Der Einstellungsbesehl ließ nicht lange auf sich warten. Nach sechs Wochen schon trug der „Stöpsel“ des Kaisers Rod. Einstweilen noch seinen Feldgrauen, sondern einen der alten blauen, aber er fühlte sich in ihm und im Kreise der Kameraden recht wohl im Kasernenleben. Er kam alle vierzehn Tage auf Urlaub nach Hause. Als er das zweitemal kam, bot ihm der Rentmeister die gefüllte Zigarrentasche zum tüchtigen Zulangen an, und das nächstemal nahm er ihn sogar zu einem Glase Bier mit an den Stammtisch im „Ochsen“.

Beim vierten Urlaub nahm der „Stöpsel“ Abschied, da er zwei Tage später nach dem Westen mußte. Da rief ihn der Rentmeister zu sich in seine Stube. Was er dort mit dem Sohn gesprochen, erfuhr kein Mensch, aber des „Stöpsels“ Augen leuchteten, als er dem Vater die Hand und den Mund zum Abschied reichte.

Dann gingen stille Wochen vorüber. Die Gedanken und Worte des Rentmeister Hühnermannschen Ehepaares, häufig auch die der Tochter Else, beschäftigten sich mit den Vorgängen auf den östlichen und westlichen Kriegsschauplätzen.

Da kam eines Tages im Frühherbst die Nachricht von der erneuten Offensive der gegnerischen Mächte in der Champagne, bei der die furchtbarsten Schlachten geschlagen und Wunder der Tapferkeit verrichtet wurden. Und da hatte sich auch Rentmeisters „Stöpsel“ hervor getan. Mitten im dichtesten Kugelregen hatte er seinen schwer verwundeten Hauptmann aus dem Getümmel der Schlacht in Sicherheit gebracht und ihn damit vor dem sicheren und furchtbarsten Tode gerettet. Und immer war der „Stöpsel“ in den vordersten Reihen gewesen und hatte sich mit Hurraufen und Singen auf den Gegner gestürzt.

Das alles stand in der Zeitung von des jungen Helden Heimatstädtchen, und auch, daß er zur Belohnung das Eisene Kreuz bekommen hätte und bereits zur Beförderung vorgeschlagen sei.

Als der Rentmeister und seine Frau das lasen, fielen sie einander gerührt und stolz in die Arme. So weit hatte es ja der Referendar-Sohn noch nicht gebracht wie der „Stöpsel“!

Der Rentmeister war sehr stolz auf seinen Jungen und bat ihn in Gedanken immer wieder ab, daß er so gar nichts von ihm gehalten habe. Dann ging er in den „Ochsen“ an den Stammtisch, um sich von den Freunden und Bekannten zu seinem Heldenjohn beglückwünschen zu lassen.

Der blinde Geiger.

Von M. Janowski. (Nachdruck verboten.)

Schlafe mein Brinzchen, schlaf ein . . . Leise und zart schwebten die süßen Töne durchs traumstille Gemach. Sie hatten ihren Zweck erreicht — der kleine Bub dort in den weißen Kissen, der erst trotzig und lebensfroh, zugleich aber auch so schlafensmüd ins Zimmer schrie, lag jetzt in tiefem Schläfe.

„Ich, Herr Baron?“
 „Nun freilich. — Machen Sie aber kein so entsetztes Gesicht, Doktor. Die Sache liegt einfach so, daß Frau v. Queisner es nicht länger dulden wollte, daß Sie Isa hin und wieder ein Brieflein zukommen ließen. War sehr verkehrt von der Dame. Hätte sich an mich wenden sollen. Ich würde sie dann schon darüber aufgeklärt haben, daß Sie ein alter Freund meines Hauses sind. So aber... Na, kurz und gut, die Queisner ließ gestern nachmittag Isa zu sich rufen und verbot ihr diese Korrespondenz. — Und mein resolutes Fräulein Tochter hat dann wohl dort eine Szene aufgeführt, die sicher die recht einschneidenden Meinungsverschiedenheiten noch vergrößerte und damit endete, daß Isa ihre sieben Sachen packte und — abreiste.“

Matra war eine verlegene Röte ins Gesicht gestiegen.

„Es tut mir sehr leid, Herr Baron, daß durch...“

„Doch der alte Herr ließ ihn nicht ausreden.“

„Eine Entschuldigung Ihrerseits ist völlig überflüssig, lieber Doktor. Aufrichtig gestanden — ich freue mich eigentlich, daß der kleine Wildspuk wieder da ist. War doch sehr still im Hause ohne sie. Das brauchen Sie Isa aber nicht gerade zu sagen. Sonst denkt Sie noch wunder was für einen Geniestreich begangen zu haben! — Auf Wiedersehen, Doktor. Will noch mal nach den Freibäuern hinten im Park sehen. — Noch eins. Sie müssen heute zum Abendbrot bleiben und an der Begrüßungsbote für das Sprühen teilzunehmen.“

Eine Stunde später betrat Isa von Barnbiel nach vorsichtigem Auslocken das Bibliothekszimmer der Villa, in dem Bert Matra sich mit seinem jungen Freunde Heinz aufzuhalten pflegte.

„Schon fertig mit dem Pensum, Herr Doktor? — Ich wollte Sie gerne begrüßen. Papa hat Ihnen ja schon erzählt, daß ich sozusagen aus Dresden — ausgetrieben bin.“

Matra umfing ihre schlanke, zierliche Erscheinung mit dem vollen, blonden Haar und dem pilanten Gesichtchen, aus dem ein Paar große, dunkle Augen temperamentvoll hervorleuchteten, mit einem freudigen Blick. „Kommen Sie nur, gnädigste Baroness, Sie hören gar nicht. Wir haben soeben Schluß gemacht“, sagte er dann zu der noch zögernd an der Tür Stehenden.

Isa zog ein allerliebste Schmollmädchen.

„Gnädigste Baroness!! — Sie sollen mich doch nicht so nennen, sehr — geehrter — Herr Doktor!! — Wie oft muß ich Ihnen das wiederholen! Haben Sie denn die schöne Zeit ganz und gar vergessen, wie wir im Park unseres Stammgutes herumtollten, wir beide — Sie der fröhliche, achtzehnjährige Student und ich das kleine, dumme, elsjährige Mädchen, das so stolz darauf war, einen so großen Spielgefährten zu haben! Und — ich hätte mich über Ihre gelegentlichen Briefe und Karten auch viel, viel mehr gefreut, wenn nicht immer diese offizielle Anrede mich gestört haben würde. Für Sie bin ich Fräulein Isa — bitte, bitte, sehr — geehrter — Herr Doktor!“

Mit reizendem Lächeln streckte sie ihm jetzt ihre feine, schmale Hand hin. Länger als nötig hielt Bert Matra diese weichen Finger umspannt, von denen ein heißer Strom in seinen Körper überzufließen schien. Wieder trafen sich ihre Blicke. — Und jetzt, in diesem Augenblick, merkte Isa von Barnbiel zum erstenmal, welch tiefe, werbende Färblichkeit in des Schriftstellers dunklen Augen lag. Der feine Instinkt des Weibes verriet ihr das Richtige. — Und in holder Verwirrung entzog sie ihm ihre Hand und begann hastig von etwas anderem zu sprechen.

Bert Matra aber war urplötzlich der glücklichste Mensch unter der Sonne geworden. Die Hoffnung hatte Einzug gehalten in sein zages Herz, und frohe Zuversicht sich seiner bemächtigt.

Heinz von Barnbiel hatte inzwischen seine Bücher und Hefte fortgepackt und sich daher um die beiden nicht weiter gekümmert. Jetzt redete er die Arme in jugendlichem Kraftgefühl und meinte aufatmend: „So — nun bin ich frei! Wie wär's mit einer Partie Tennis? Das Wetter ist prächtig.“

5.

Erst gegen elf Uhr abends verabschiedete sich Matra von dem Baron und Isa, mit denen er nach dem Abendbrot in zwangloser Unterhaltung in dem Balkonzimmer bei halb offenen Türen gesessen hatte. — Als er auf die stille Straße hinausstrat, blieb er einen Augenblick stehen und sog die erquickende Nachtlust tief in die Lungen ein. Das freudige Glücksgefühl hatte vorgehalten. Und so machte er sich denn in selten froher Stimmung auf den Heimweg. — Da — hinter ihm eilige Schritte und eine bekannte Stimme: „Bert — so warte doch!“

Es war Edgar Bornemanns großartiger englischer Frühjahrs- ufer, der sich aus dem Halbdunkel der Promenade löste.

„Weißt du auch, wie lange ich hier schon auf dich warte?“ begann er mit gut gespielter Entrüstung. „Eine volle halbe Stunde! Der Wächter von der Wach- und Schließgesellschaft betrachtete mich schon ganz mißtrauisch, als ob er in mir einen Gauner ver-

mutete, der Schmiere steht. Komm, laß uns weitergehen. Da hinten erscheint der Mann mit seinem Röter an der Leine schon wieder.“ „Dann ist doch fraglos irgend etwas Wichtiges passiert“, meinte Matra, gespannt dem Freunde ins Gesicht blickend.

„Verschiedenes sogar. Zunächst: meine Frau Hedwig ist eingetroffen! Das bleibt die Hauptsache! — Um dir diese Freundschaft mitzuteilen, bin ich hier allerdings nicht auf- und abspaziert.“

„Woher wußtest du denn überhaupt, daß ich noch bei Barnbiels war?“ meinte der Schriftsteller erstaunt.

Bornemann klopfte ihm lachend auf die Schulter.

„Weil Hildegard mir von dem Krach in dem Pensionat und der Abreise Isa von Barnbiels erzählt hat. Unter diesen Umständen konnte ich mir leicht zusammenreimen, daß man dich zum Essen dabeihalten würde. Außerdem habe ich auch deinen schönen Charakterkopf in der offenen Tür auftauchen sehen, als ich das erstemal an der Villa vorüberging. — Doch nun zur Sache. — Thomas van Heiderßen, dieser Nätelmenich, hat nämlich gezeigt, daß er sehr mit Vorsicht und Geschick zu behandeln ist.“

„Wie soll ich das verstehen?“ Fast unfreundlich Klang's. Denn Bert Matra war es durchaus nicht recht, daß man so unvermittelt seine Stimmung zerstörte.

„Du wirst schnell begreifen“, erwiderte Bornemann gelassen.

„Mein Freund, der Detektiv Schaper, kam heute gegen sechs Uhr nachmittags nach Wannsee hinaus, nachdem er mich in der Tiergartenstraße vergeblich gesucht hatte, und erstattete mir den ersten Bericht. Er hatte morgens in aller Frühe als Arbeiter verkleidet vor eurem Hause in der Philippstraße Posto gefaßt, um rechtzeitig bei Herrn van Heiderßens Ausbruch zu der angeblichen Reise dabei zu sein. Um sieben Uhr verließ dieser wirklich mit einem kleinen Handkoffer sein Heim und — begab sich nicht etwa nach einem Bahnhof — o nein! Die Sache wurde ganz, ganz anders. Zunächst nahm der Alte in der Hauptstraße ein Auto und fuhr zum Reichstagsgebäude, wo er ausstieg und, sich des öfteren vorzüglich umschauend, den Weg nach der Siegesallee einschlug. Schaper hatte alle Mühe, ihm unauffällig zu folgen, da Heiderßen offenbar mit der Möglichkeit rechnete, daß ihm jemand nachschlich. Auch sein weiteres Verhalten sprach dafür, wie wenig sicher er sich fühlte und wie er auf jeden Fall verhindern wollte, daß einem Aufpasser das Ziel seiner Kreuz- und Quersfahrten bekannt würde. Beinahe zwei Stunden dauerte es, bis der Alte endlich wieder nach Schöneberg zurückkehrte und in einem Hause der Werterstraße, wo sich nur billige Mietkasernen befinden, verschwand.“

„Werterstraße? Die liegt ja keine drei Minuten von der Philippstraße entfernt“, warf Matra interessiert ein.

„Allerdings. Und schon daraus ersiehst du, daß es Heiderßen nur darum zu tun war, seine Fahrte zu verwischen. — Höre weiter. Der Detektiv schlich nach einer Weile ebenfalls in das Haus hinein, um festzustellen, ob dieses nicht etwa einen zweiten Ausgang hatte. Dann erst betrat er ein gegenüberliegendes Restaurant, von dessen Fenster aus er die Straße bequem beobachten konnte. Doch Stunde um Stunde verging. Heiderßen erschien nicht wieder. Schließlich kam Schaper auf die Idee, ob der Alte nicht womöglich in dem Hause eine zweite Wohnung unter anderem Namen gemietet hätte. Er suchte also den Portier auf und erkundigte sich unter einem geschickt erdachten Vorwand nach einem älteren Herrn, indem er Heiderßens Äußeres genau beschrieb. Der Portier besann sich auch wirklich auf den Gesuchten, indem er erklärte, den Namen des Betreffenden wisse er zwar nicht. Doch sei dieser mit einem Rentier Ewald Bidler, der vorn in der zweiten Etage eine Dreizimmerwohnung seit drei Monaten gemietet habe, augenscheinlich eng befreundet. Worauf der Detektiv dem Portier zur Vorsicht streng unterlagte, ja niemandem etwas von ihrem Gespräch zu erzählen, da es sich um eine Angelegenheit handle, die später noch die Polizei beschäftigen werde. Ein Zehnmarkstück, welches Schaper schlauerweise dem Manne außerdem noch als Schweigegeld in die Hand drückte, wirkte derart, daß dieser in seinem Dienstfeier dem Detektiv auch die Person jenes Ewald Bidler ganz eingehend schilderte und dann ebenso bereitwillig in die zweite Etage hinaufstieg, um in der Wohnung des Rentiers nachzusehen, ob die Fensterverschlüsse überall in Ordnung wären — in Wahrheit natürlich nur, um festzustellen, ob Heiderßen sich noch immer bei seinem Freunde aufhielt.“

(Fortsetzung folgt.)

Rentmeisters „Stöpsel“.

Erzählung von Johanna Weiskirch. (Nachdruck verb.)

Mit Rentmeisters „Stöpsel“ war ganz entschieden wieder eine Veränderung vorgegangen. Nun schon das zweitemal während des Krieges. Das wollte bei ihm nicht wenig heißen! Er hatte sich sonst immer in seinen Lebensgewohnheiten sehr ausdauernd gezeigt. Schon bevor er aufs Gymnasium kam.



Im Auto auf serbischen Straßen.



Vizeadmiral Ranin,
Oberbefehlshaber der russischen
Eisflotte.

ihm gepakt haben. der Knoten seines Wachstums gebrochen und er mehr in die Länge als in die Breite gegangen war, sprach der reine Hohn auf ihn daraus.

Wie gesagt: mit Rentmeisters „Stöpsel“ war eine Veränderung, die zweite während des Kriegs, vorgegangen. Die erstmalige äußerte sich folgendermaßen: „Stöpsel“ war bis dato bei den Osterverkehren immer ein um das andere Mal mit seinen Vater rasend und seine Mutter traurig machender Beharrlichkeit sitzen geblieben.

Allen ihm davor gemachten Vorhaltungen gegenüber blieb er stumm und teilnahmslos. Als der Krieg ausbrach, sah er in der Untersekunda und hätte,

Seitdem aber auf der Untertertia bei ihm



Der neue Leipziger Hauptbahnhof.

seinem Programm entsprechend, kommenden Ostern verfehlt werden müssen. — Es kam aber diesmal anders: der „Stöpsel“ blieb sitzen! Das ganze Haus stand Kopf darüber.

Der Rentmeister tobte geradezu vor Empörung und erklärte, vor Scham nicht mehr an den Stammtisch gehen zu können.

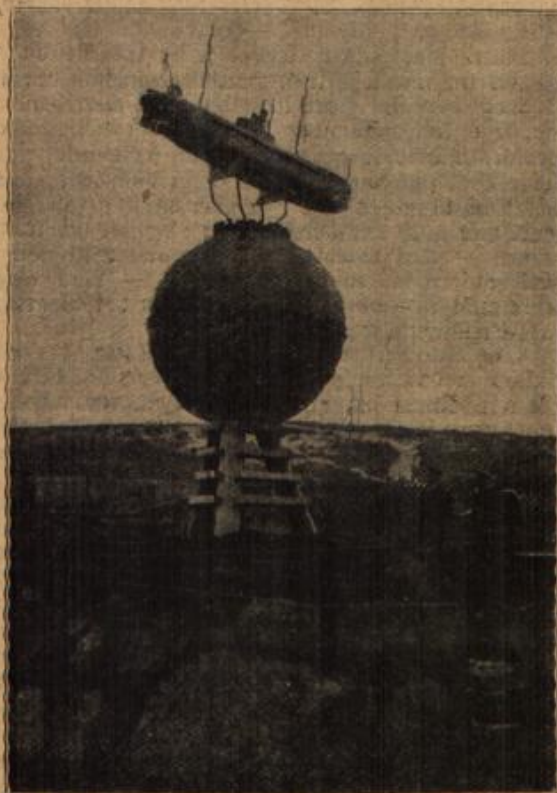
Diesmal blieb der „Stöpsel“ aber nicht stumm bei des Vaters Worten. Er richtete die edige Jungengestalt auf und sagte trotzig: „Es ist doch Krieg, Vater; da kann man seine Gedanken doch nicht so zusammenhalten wie sonst. Man hat gar keine rechte Ruhe auf der Schulbank, wenn man an die Freunde denkt, die schon im Felde stehen und mitkämpfen dürfen. Ich möchte auch lieber heute wie morgen mittun, als zu och!“

Der Rentmeister ließ jedoch seinen Sproßling nicht austreten. Er gab diesem eine schallende Ohrfeige und stieß unter wahrem Hohn gelächelter hervor:

„Och! Ja, mir scheint es, daß das Wort sehr auf dich paßt! — Aber einen von der Gattung können sie auch im Feld nicht gebrauchen.“

Mit solchen großgehörnten Herdentieren kann man keine Schlachten gewinnen. — Man muß dazu ein Mensch sein, wie dein Bruder Hans ist. Aus dir wird im Leben nichts als höchstens ein Waffentelehrer oder Steinlopper!“

Schmetternd warf der Rentmeister die Türe hinter sich ins Schloß und ging in seine Schreibstube. Verstört sah der arme „Stöpsel“ um sich. So zornige, grau-



Das eiserne U-Boot von Hörnum. (Mit Text.)

ame Worte hatte der Vater doch noch nie zu ihm gesprochen. Zu einem Cassentehrer oder Steinklopfer sollte er nur gut genug sein? O, er wollte es ihnen schon noch zeigen, wenn er auch nicht seines Bruders Hans Klugheit besaß. Bei jeder Gelegenheit wurde ihm der auf dem östlichen Kriegsschauplatz weilende Stolz der Familie, der Bruder Referendar, vorgehalten. Als ob er nicht wüßte, daß der des Vaters Geldbeutel eine Zeitlang auch über Gebühr in Anspruch genommen hatte. Aber davon war nie viel geredet worden, immer nur von dem schneid-



Schwarzwaldmaier Fritz Reiss, †. (Mit Text.)

"Stöpsel" die Stiegen empor und riegelte die Thüre seiner unterm Dach liegenden Dube hinter sich zu. Dort warf er sich auf sein Bett und würgte an einem trockenen, krampfhaften Schlucken. Wenn er doch nur schon achtzehn Jahre alt wäre, um als Kriegsfreiwilliger aufgenommen zu werden! Er hatte sich so sehr darum bemüht, aber es war ihm nicht geglückt.



Italienische Alpenjäger auf dem Marsch

gen eleganten Auftreten des Bruders. Die Else, seine einzige Schwester, betete ihn geradezu an, weil er sagte, daß sie auf den Bällen so fleißig von den jungen Juristen betanzt wurde.

Die von Vaters gewichtiger Medien Zeugniß ablegende dunkelrote Wange mit der Hand bedeckend, schlich sich

Ohne der Eltern Wissen hatte er sich eines Tages unter dem Vorwand, ein wichtiges Buch zu einer Klassenarbeit in der nahen Garnisonstadt besorgen zu müssen, zum Generalkommando begeben, um dort seinen sehnlichen Wunsch, mit in den Krieg ziehen zu wollen, anzubringen.

„Was wolltest, mein Sohn? Mit in den Krieg? Sehr gut, aber wie alt bist du dann, um habe auch die Erlaubnis von deinem Alten, dich zu melden?“ fragte der Feldwebel und sah ihn von oben bis unten an.

Als der vor Aufregung schweißende „Stöpsel“ ganz der Wahrheit gemäß betraute, daß sein Vater einstweilen noch nichts von seinem Wunsch wisse, und daß er, der Ernst Hühnermann, noch nicht, aber doch bald, achtzehn Jahre alt werde, hatte der Feldwebel ihm auf die Schulter geklopft und gesagt: „Na, dann werd' se mal erst alt und bißchen in de Breite und laß der do



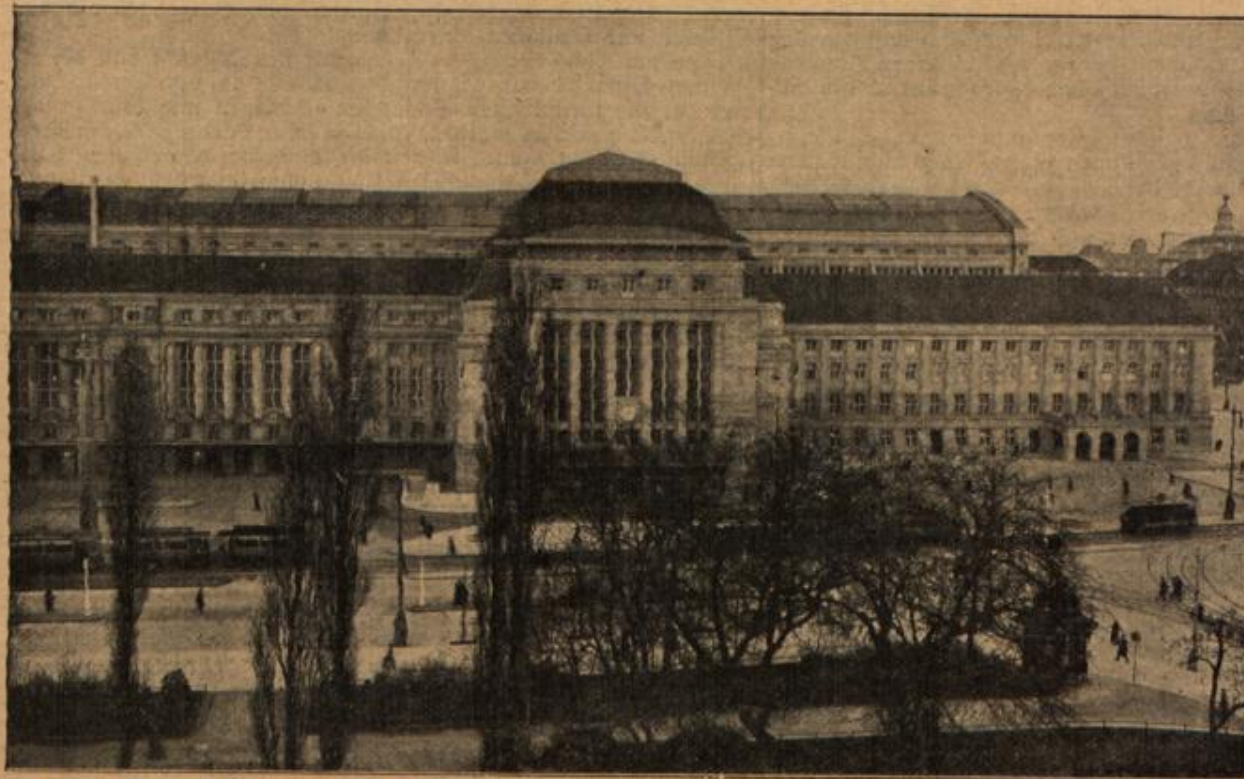
General Betajiew.

der neue russische Generalstabschef

Sohn, und geh noch
Vaters Einverständniß
schwarz auf weiß ge-
ben, und dann kann-
ste mal wieder kom-
men und dein Heil
bei uns versuchen."

In tiefster Seele unglücklich war der aus allen Himmeln gefallene „Stöpsel“ damals heimgesommen, und dieser Zustand trug auch die Hauptschuld an seiner Nichtverheirathung. Ihm war alles ganz „wurschtig“ geworden. Auch daß er nach den Ostersferien wieder an dem alten Platz in der Untersekunda saß. Bis er erfuhr, daß er Gele genheit habe, im Sommer oder Frühherbst sein Kriegs-Einführiges machen und bei vollendetem achtzehntem Lebensjahr als Freiwilliger zur Heerausbildung eintreten zu können.

Da trat die zweite



der größte Bahnhof Europas. (Mit Text.)

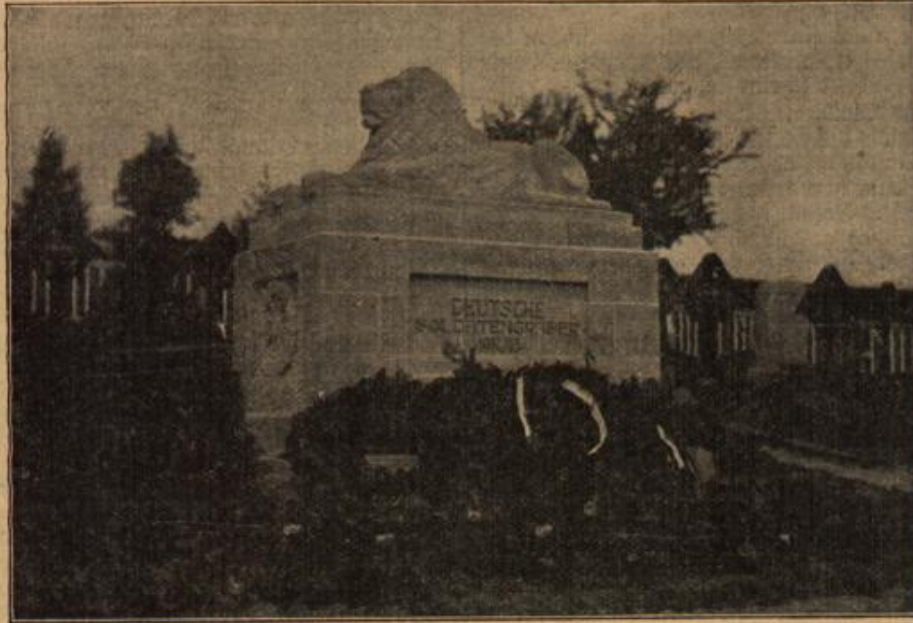
Unsere Bilder

Das eiserne U-Boot von Hörnum. Ein originelles Kriegswahrzeichen ist auf der Nordsee-Insel Sylt zur Aufstellung gelangt: Ein Unterseeboot, das aus einem Strandgut-Eichenblock gefertigt ist, ruht auf einer angetriebenen englischen Seemine. Diese ist auf einem Gerüst von Grubenholzern verankert, die aus torpedierten Schiffen herrühren. Das Standbild steht dicht am Meeresstrand zur dauernden Erinnerung an die große Zeit und zur Mahnung zum Besten der Kriegshilfe.

Der Leipziger Hauptbahnhof, der größte Bahnhof Europas, wurde inmitten des Weltkrieges fertiggestellt, so daß am 4. Dezember v. Js. die feierliche Schlusssteinlegung erfolgen konnte. Der gewaltige Bau ist eine Schöpfung der Dresdener Architekten Prof. Wilhelm Löffow und Max Hans Kühne, von denen der erstere die Vollendung nicht mehr erlebte. Von der Größe des Baues geben folgende Ziffern einen Begriff: Die Front hat eine Länge von 300 m, das bebauten Gelände ist 82 200 qm, das gesamte Bahnhofsgelände 251 000 qm groß. Die Ein- und Ausfahrtshalle hat eine Breite von 300 m und eine Länge von 320 m; sie wird von sechs verglasten Eisengewölben überspannt und umfaßt 26 Personenbahnsteiggleise, auf denen gleichzeitig 30 Züge aufgestellt werden können. Zwischen den Gleisen befinden sich 27 Bahnsteige für Personengepäck und Postverkehr. Die Baukosten betragen 135 Millionen Mark.

Der Schwarzwaldmaler Fritz Reif starb im Alter von 59 Jahren. Fritz Reif, der in Kirchzarten bei Freiburg inmitten des Tannengrüns der Berge sein Heim aufgeschlagen hatte, zählte zu den bekanntesten Schwarzwaldmalern; er hat in zahlreichen trefflichen Bildern die malerische Poesie der Schwarzwaldnatur und des Schwarzwaldlebens festgehalten.

Deutsches Kriegerdenkmal an der Côte Lorraine, errichtet auf einem Soldatenfriedhof in der Gegend von Vigneulles. Der Entwurf stammt von Leutnant Bang, Stadtbaumeister von Hameln, die Ausführung von Bildhauer Georg Hildebrandt. Die Weiherede hielt der Divisionspfarrer H. Lehmann.



Deutsches Kriegerdenkmal an der Côte Lorraine. (Mit Text.)

Allerlei

Tristiger Grund. „Ich begreife nicht, wie du dich mit dem Assessor so schnell verloben konntest! Anstands halber hättest du dir doch etwas Bedenkzeit erbitten sollen, um dir's zu überlegen!“ — „Daß er sich's auch überlegt hätte!“

Napoleon I. als Springbock. Unter den französischen Malern der ersten Kaiserzeit war es besonders Flabey, der Bonapartes und Josephines Kunst besaß und fast täglich in Malmaison in ihrer Nähe war. Eines Abends, als Flabey im Schlosspark lustwandelte, sah er in einer dunklen Allee einen Mann in gebückter Stellung, den er für einen arbeitenden Gärtner hielt. Der Maler, ein egyptischer Südfrenzoise, war ein leidenschaftlicher Springer, und er kam auf den Einfall, den Mann als Springbock zu benutzen und darüber zu springen. — Gedacht, getan! Er nahm seinen Anlauf, setzte die Hände auf die Schultern des Unbekannten und sprang mit geprügelten Beinen über dessen Kopf hinweg. Aber welch ein Schrecken durchfuhr ihn, als er die zornbebende Stimme des Kaisers vernahm. Zitternd stammelte er Entschuldigungen und suchte sich dadurch aus der Klemme zu ziehen, daß er vorgab, den Kaiser für einen Mann in gebückter Stellung gehalten zu haben. Das machte Napoleon, der sich nicht gern daran erinnern ließ, daß er von kurzer Statur war, noch ärgerlicher, und Flabey mußte auf der Stelle den Hof verlassen und nach Paris zurückkehren. — An seine Stelle wurde der Maler David von Angers berufen.

Eine außerordentliche Tiergattung. Das Elentier oder der Elch, eine unserem Edelhirsch ähnliche Tierart mit prächtigem Geweih, ist leider im Aussterben begriffen. Früher, vor Jahrhunderten, waren in den verschiedenen Gegenden Deutschlands noch genügend Elentiere zu finden. Im Wald Biergrund bei Nördlingen erlegten zwei Jäger des Königs Pipin im Jahre 764 ein besonders schönes Elentier, dessen mächtiges Geweih sich in einem der bayerischen Königschlösser befindet. Eine Abbildung dieses Geweihes befindet sich auf einem Gemälde im Jagdschloß Moritzburg bei Dresden. In Deutschland beobachtete man die letzten Elchherden im 16. Jahrhundert im Mecklenburgischen. Im 17. Jahrhundert wurden in Ungarn und im Anfang des 19. Jahrhunderts in Polen die letzten dieser Tiere erlegt. Einige Tiere leben noch in Skandinavien und Ostpreußen, hier im Ikenhorster Forst, der wegen seiner Elche berühmt

ist. Sonst gibt es in deutschen Landen keines dieser Tiere mehr. Die Jagd auf diese Tiere ist ziemlich gefährlich. Der Elch ist ein wildes und kräftiges Tier, das eine Körperlänge bis fast 3 Meter und eine Schulterhöhe bis zu 2 Meter erreicht. Er wiegt bis zu 330 Kilo. Sein Fleisch soll sehr wohlschmeckend sein. M. M.

Gemeinnütziges

Feigen und Datteln zu Milchreis. Um Milchreis nahrhafter und abwechslungsreicher zu gestalten, gibt man ihn in Böhmen gern mit fein geschnittenen Feigen und Datteln und nennt ihn dann „Früchtereis“. Der einfache und vorläufig noch billige Zusatz ist zu empfehlen, denn er verleiht dem Milchreis einen feinen Geschmack und macht ihn nahrhafter und ergiebiger. Man kann sowohl warmen Milchreis wie gestrige kalte Reispeisen damit mischen, immer wird der Zusatz als schmackhaft und angenehm empfunden werden. Will man es üppig machen, dünnt man die

geschnittenen Feigen und Datteln ganz kurze Zeit in ein wenig Weiß- oder Rotwein und Zucker, ehe man sie dem Reis untermennt. Auch etwas Fruchtstark kann man mitdünken. M. Sch.

Obstbäume pflanzt man um die jetzige Jahreszeit nur noch im Ausnahmefalle. In weniger günstigen Tagen wachsen sie schwer an. Wer die Herbstpflanzung nicht bis Ende November erleben hat, pflanze im Frühjahr.

Getreidehaufen sollen nie höher als 50 Zentimeter hoch aufgeschüttet werden, dies aber auch nicht gleich zu Anfang, sondern ganz allmählich. Höhere Aufschüttung als 50 Zentimeter verträgt nur der Dinkel.

Estragon kann in der Küche in Töpfen angetrieben werden. Die zarten Blattspitzen sind als Salat- und Suppenwürze sehr geschätzt.

Schöne Beete mit roten Holzgrissen dürfen nicht in das heiße Abwaschwasser

kommen. Man steckt sie in einen Topf mit Sodawasser, aber so, daß das Wasser nur bis zu den Hesten reicht. Die Grisse sind feucht abzureiben.

Häufige Störung sagt den Topfpflanzen, insbesondere im Winter, nicht zu. Man verpflanze daher auch nur solche, die warm stehen müssen und infolge völlig durchwurzelten Topfbodens nicht nach zu halten sind. Der Februar ist für unsere Zimmerpflanzen noch eine kritische Zeit. Große Behälter und langames Austrocknen der Erde schaffen kranke Wurzeln.

Anagramm.

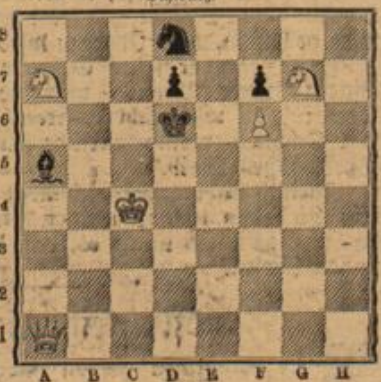
Am Winter deut' ich die Bergeshähen.
Wird du mir einen Vau anfügen,
Versteht sich gerne groß und klein.
Wird reist des Lebens Sonnenchein.
Ein weißes Zeichen seh' voran,
In einer Übung werd' ich dann
Julius fald.

Rätsel.

Als Wand der Treue wie es kennen,
Koplos wird's einen Blick die nennen.
Fris Guggenberger.

Problem Nr. 146.

Von R. Grün. — Strategie 1913.
Schwarz.



Mat in 2 Zügen.

Schachlösungen:

Nr. 144. 1) Sc3 droht 2) Sb5!
1) ... Kc4 2) Sbd5;
1) ... Ke5 2) Se2.
1) Dc2, c5 2) Dg6.
Nr. 145. Ld8. 3) Dc4, Se4; 4) La6
5) Lb7+.

Wichtige Lösungen:

Nr. 132. Von H. Brandt in Dudenhuden. G. Danawitsch in Garmisch. R. Schiller in Kirchzarten.
Nr. 133. Von H. Brandt, E. Schwenker in Dudenhuden. G. Danawitsch in Garmisch. A. Nibel in Nüßli. G. B. in Mantene.
Nr. 134. Von G. R. in Dudenhuden. D. Philipp in Kirchzarten. E. Schiller in Kirchzarten.
Nr. 135. Von G. R. in Dudenhuden. R. Schiller in Kirchzarten.
Nr. 136. Von G. R. in Dudenhuden. R. Schiller in Kirchzarten.
A. Nibel in Nüßli. G. B. in Mantene. R. Schiller in Kirchzarten.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Der Scharade: Eis, Zeit, Eiszeit. — Des Logogriffs: Treppe, Treppe. Des Bilderrätsels: Wer dem Fabel zu Gefallen spricht, der wird bald wie er denken.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Welfer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Welfer in Stuttgart.